

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das malerische und romantische Baden**

**Bader, Joseph**

**Karlsruhe, [1843]**

Eines Archivars Betrachtungen bei seiner Arbeit

[urn:nbn:de:bsz:31-327872](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-327872)

## Eines Archivars

Betrachtungen bei seiner Arbeit.

---

Es war einer der herrlichsten Maitage; der wolkenlose, frischblaue Himmel und der hellstrahlende, warme Sonnenblick hatten Alles hinausgelockt, die nächsten Umgebungen der Stadt wimmelten von Spaziergängern, welche sich nach der langen Gefangenschaft des Winters mit sichtbarer Lust im Freien wieder ergiengen. Ich war meinen vier Wänden auch entronnen und wandelte einsam unter dem bunten Menschenspiele den Weg, welcher nach Beierthelm führt. Es ist dieses die schönste und angenehmste Parthie in der Nähe der Residenz — zunächst die freundliche Allee der Kriegsstraße, dann rechts von der keplerschen Fabrik an, der prächtige Eichengang, links von der dichtbeschatteten Ettlinger Straße bis zum Grünen Hof die blühende Gartenreihe mit ihren Häuschen, dann die gemischte üppige Waldung, dazwischen die liebliche Wiesenau, und im Hintergrunde das ferne blaue Gebirg! Wo ich hintrat, athmete der Frühling; junges Laub, duftende Blüthen, wucherns des Gras und Gesträuch, das Gesumse der Insekten, der Gesang der Vögel, der Wechsel von Fußgängern und Reitern, von Equipagen und Dorfswagen — es war ein volles Bild des neuerwachten Lebens, und meine Seele fühlte sich so angenehm bewegt, daß ich ungerne den Uhhrenschlag vernahm, welcher mich zu meiner Pflicht rief.

Aus dem freien heitern Tempel der Natur trat ich in das enge, düstere Archivgewölbe. Das Leben des Tages schien hier erstorben; ich befand mich allein, von tiefer Stille umgeben wie in einem Grab, und blickte nicht ohne leisen Schauer um mich her — da lagen sie aufgehäuft und mit Staub bedeckt die todtten Zeugen der Vergangenheit, diese Akten und Urkunden, denen meine Stunden und Kräfte gewidmet, ich will nicht sagen geopfert sind. Das schwellende Grün, das mein Auge kaum noch entzückt hatte, war

in ein moderndes Grau verwandelt, anstatt der sprechenden Schrift der Blüten und Blätter, las ich die halbverblichenen Rubrikzeichen, die mich mit ihren altfränkischen Buchstaben langweilig anstarrten. Welch' ein Wechsel! Ich konnte mich lange nicht in die gewöhnliche Geschäftsstimmung finden; ich ging die Gänge auf und nieder und schielte noch eilichemal durch die Gitterfenster nach dem blauen Himmel, bis endlich die Gewölbluft mich abgekühlt hatte. Da wurde ich wie umgewandelt, wie ein anderer Mensch — ich näherte mich den Akten- und Urkundenkonvoluten wie alten Bekannten mit einem wohlthuenden Gefühle von Vertrautheit und sie fingen an mit mir zu sprechen; die Gegenwart war vergessen und die Vergangenheit trat lebendig vor meine Seele. Die Feder vermag es aber nicht, all' die Empfindungen zu bezeichnen, welche mich unserer Vorzeit gegenüber anwandelten — ich theilte in Gedanken die Freuden und Leiden der zu Grabe gegangenen Geschlechter.

Mit einem Bunde verschiedener Urkunden, welche zu ordnen, zu verzeichnen und an ihre Plätze einzureihen waren, begab ich mich endlich herauf aus dem Gewölbe, in das heitere, geräumige Bureau-Zimmer an meinen Schreibtisch, um den Inhalt des Bundes durchzugehen. Und siehe da, gleich die erste Urkunde war ein erfreulicher Fund! Es trat mir der Name Markgraf Heinrich von Hachberg entgegen, desjenigen Fürsten, welcher das Johanniterhaus Heitersheim gegründet. Die Urkunde selbst betrifft die Beilegung einer Streitigkeit zwischen dem Kloster Thennenbach und den Herren von Weisweil, und ist im Jahre zwölfhundert acht und fünfzig ausgestellt, also die älteste von diesem Markgrafen vorhandene. Wie schön, dachte ich, tritt er mit einer Handlung in die Geschichte, welche man als Symbol des Geistes und Charakters seiner ganzen Nachkommenschaft aufstellen kann. Denn dasjenige, was den badischen Ast von Hachberg vor andern Fürstenfamilien so rühmlich auszeichnet, war eine lange Reihe solcher Vergleichsgeschäfte, denen sich die Markgrafen allezeit mit einer edlen Mäßigung und Friedensliebe unterzogen, wodurch in den Jahrhunderten der Waffengewalt unzähliges Unglück verhütet wurde.

Höchst vergnügt über die Entdeckung dieser Urkunde legte ich sie in ein neues Pallium und überschrieb dasselbe, während meine Neugier schon nach der nächsten Nummer schielte, von welcher ich gerne eine gleiche Befriedigung hoffte. Hastig ergriff die Hand das Pergament, an dessen Außenseite das Auge sogleich die Merkmale eines fast gleichen Alters mit der vorigen Urkunde erkannt hatte; seine Schwere aber verrieth mir leider, daß es eine bleierne Bulle enthielt, aus der ich auf einen gewöhnlichen päpstlichen Bestätigungsbrief oder etwas Aehnliches schloß. Und so verhielt es sich auch —

das Blei mit dem Petrus- und Paulus-Kopf an der reistenen Schnur fiel heraus, ich fand die bekannte reinliche Schrift der römischen Kanzlei und las im Eingange: „*M. episcopus servus servorum dei*“. Es war ein Breve Pabst Martin des Vierten vom Jahre zwölfhundert acht und zwanzig, worin alle die Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte, welche sanktblasische Güter zu Lehen trugen, unter Androhung des Kirchenbannes ermahnt werden, dem Kloster die gebührenden Zinse und Abgaben alljährlich ungeschmäleret zu entrichten. Der Inhalt dieses Dokuments, von welchem ich wenig erwartet hatte, führte mich gleichwohl auf mancherlei Betrachtungen. Welch' ein sonderbares Geschlecht war der damalige Adel — mit der einen Hand beschenkte er überall die Kirchen und Klöster, und mit der andern beraubte er sie! Eine blinde Frömmigkeit ließ ihn freigebig seyn, während daneben eine oft unersättliche Habsucht die abscheulichsten Mittel der List und Gewalt nicht verschmähte, um seine Unterdrückungen durchzuführen und seine Anmaßungen zu behaupten. Wenn aber angesehenere und einflussreiche Klöster diesem Unwesen nicht immer mit Erfolg widerstanden, wie bloßgestellt mußten ihm alsdann erst einzelne arme Gemeinden und Bauerschaften seyn! Ja, diese edelgeborenen Herren trieben es arg ihr Leben hindurch, und wenn sie dann alt waren, wenn sie auf das Sterbelager kamen, da sollte der Himmel wieder versöhnt werden — man rief einen Pfaffen herbei und dieser versprach dem Sterbenden gerne die Seligkeit, wenn er reuig sey und zur Ehre Gottes und seiner Heiligen eine fromme Stiftung mache. Was that alsdann das geängstigte Gewissen nicht? Es gibt Beispiele genug solch' übertriebener Schenkungen, welche oft eben deswegen von den Erben der Stifter nicht anerkannt wurden und zu blutigem Streite führten.

Es verdross mich, daß meine ganze Ausbeute aus dem dreizehnten Jahrhundert nur in diesen zwei einzigen Urkunden bestand. Denn bei der Arbeit eines Archivars steigt das Vergnügen der Entdeckung mit jeder ältern Jahrzahl, und so umgekehrt. Ich tröstete mich indessen wieder, da die Dokumente des folgenden Jahrhunderts den Mangel des höhern Alterthums dadurch ersetzen, daß sie meistens in deutscher Sprache gegeben sind, was oft zu den interessantesten Wortforschungen veranlaßt. Ich nahm also Nummer drei zur Hand, einen kleinen Pergamentbrief vom Jahre dreizehnhundert und zwölf, der aber gerade nicht deutsch abgefaßt ist. Er enthält das Zeugenverhör in einer Streitsache zwischen den Johannitern von Neuenburg und der Familie Schnewlin über Güter und Zinse, welche zu ihren beiderseitigen Höfen in Schliengen gehörten. Das Ergebnis fiel zu Gunsten der einflussreichen Ordensherren aus, aber die Urkunde bemerkt am Schlusse ganz getreulich: „Viele zur Zeugenschaft beigezogene Leute

wagten es nicht, die Wahrheit zu sagen — aus Furcht wegen der Sache oder der dabei betheiligten Personen (*prae timore rerum et offensione personarum*).“ So ist der arme Mensch doch zu allen Zeiten derselbe, und das Wahrsagen immer und überall ein gefährliches Ding gewesen. Welch' trauriger, welch' trostloser und schrecklicher Gedanke, daß man so tausend und tausendmal nicht wahr seyn darf, wenn man sich und die Seinigen nicht zu geringerem oder größerem Schaden bringen oder in's Verderben stürzen will. Abscheulich ist es, wie klein der Einzelne denkt, um der nächsten Gefahr zu entgehen, und wie blind sich dadurch Alle eine Reihe von Gefahren bereiten, worin sie am Ende nach einander zu Grunde gehen. Das Christenthum war gekommen, diesen Fluch von der Menschheit hinwegzunehmen. Wir haben seine Wirkungen bestaunt; aber unerklärlich — in derselben Zeit, als man all' sein irdisches Gut von sich warf, als man mit mühsamer Selbstverachtung nach dem Verdienste der Armuth und Demuth strebte, um die Gnade des Himmels zu erlangen, in derselben Zeit ward um des irdischen Wohlseyns willen geheuchelt, betrogen, geschreckt und unterdrückt, was Gewalt und List vermochten. Wird der Mensch immer dieses Zwitterwesen verbleiben, das von einer Seite rastlos nach der Wahrheit strebt und sie auf der andern alle Augenblicke verkauft oder verläugnet? „Seyd wahrhaftig“, sagt das Evangelium — bald zweitausend Jahre bestehet es schon, und sind die Menschen seither wahrhaftiger geworden? Große Fortschritte haben wir gethan in der Kultur, und die Nachwelt wird unser Zeitalter einst darum preisen; aber eine traurige Schattenseite offenbart sich daneben täglich verderblicher — das allgemeine Haschen nach dem Schein! Die Wahrhaftigkeit erheben sie mit der Zunge als hohe Mannestugend, und in der That huldigen sie dem Schein als dem Gözen der Zeit. Ist es nicht also? Der Künstler strebt vor Allem nach einer glänzenden Manier, der Gelehrte nach dem Irrelicht eines blendenden Viel- und Besserwissens, der Gewerbs- und Handelsmann nach einem künstlichen Kredit oder nach einem trügerischen Pat für seine Waaren, der Prediger nach einer schimmernden Wohlredenheit, der Staatsmann nach ostensiblen Formen für eine selbstfüchtige Politik, und so gehet es fort durch alle Stände und Klassen der Gesellschaft.

In diese Gedanken hatte ich mich verlohren, als meine Hand mechanisch nach der nächsten Urkunde griff und das Auge auf den Namen *Krenkingen* fiel. Begierig durchlief es den Inhalt, da mich die krenkingische Dynasten-Familie stets besonders interessirte, weil unter ihr mein Vaterort *Thiengen* zur Stadt herangewachsen war. Die Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimath drückt sich auch darin sehr sichtbar aus, daß er mit lebhafter Wißbegierde nach den geschichtlichen Daten forscht, welche ihm

über die frühern heimathlichen Zustände einige Auskunft geben können. Tüde und Entdeckungen der Art hatten mir von Jugend auf ein Vergnügen verursacht, welchem ich wenig andere vorzog. Diesmal fiel das Ergebniß freilich nicht befriedigend aus — Nummer vier enthielt den bekannten Vergleich zwischen den Markgrafen von Hachberg und Herrn Lütold von Krenkingen über die Veste zu Brombach, vom Jahre dreizehnhundert sechs und zwanzig, worin sich beide Theile versprechen, selbige in ruhiger Gemeinschaft zu besitzen. Dieser Inhalt führte mich auf die Ganerben-Schlösser und auf die Schloß-Abtheilungen der damaligen Zeit. Was mochte das für ein Leben seyn, wo zwei, drei oder vier, ja oft noch mehrere Ritterfamilien ein und dasselbe Schloß bewohnten! Da stritten sich die ehlen Herren und Frauen um eine Küche, eine Stiege, ein Fenster, und nicht selten kam es darüber zu blutigen Köpfen. Man hat keine richtige Vorstellung von unserm Adel des spätern Mittelalters, wenn man diese kleinlichen Verhältnisse nicht kennt.

Noch immer verfolgte mein Geist diesen Gegenstand, nachdem ich die Urkunde schon in ihr Pallium gebracht und zu den frühern gelegt hatte, bis mich die nächste Nummer durch ihre zwei niedlichen Siegel anzog. Sie ist vom Jahre dreizehnhundert und fünfzig, und es stifteten darin die Gebrüder Heinrich und Rudolf von Friedingen, nach dem Rathe der Freiherren Ulrich von Klingen, Wernherr und Heinrich von Rosenek, der Ritter Konrad von Homburg, Wezel von Reischach und „anderer wiziiger Lüte“, ihren Garten bei dem äußern Brücklein zu Radolfszell an die Kirche zu Singen, damit aus dessen jährlichem Zinse von sechszehn Schillingen ein ewiges Licht gebrannt werde „zur Befreiung und Hilfe der Seele Konrads seligen von Stein“. Gutmüthiger Glaube der alten Zeit, möchte man ausrufen, mit einem ewigen Licht wädhnte er der Seele eines Verstorbenen zum ewigen Heile zu verhelfen! Aber es war kein lebendiger Glaube mehr, sondern der todte Glaube des Herkommens. Die Sitte geboth solche Stiftungen und die Ausdrücke, womit sie geschahen, sind Formeln gewesen, bei denen der Stifter wohl zuweilen mit frommer Empfindung der hingeshiedenen Seele nachgetrauert, der Pfaffe aber, welcher die Urkunde niederschrieb, allein an die Vermehrung des Kirchengutes gedacht hat. Und wie Viele stifteten ewige Lichter und Jahrzeiten für verstorbene Anverwandte, welchen sie längst das Grab oder die Hölle gewünscht!

In der Erwartung eines bessern Fundes öffnete ich Nummer sechs, einen ebenfalls kleinen Pergamentbrief vom Jahre dreizehnhundert und siebenzig. Aber ich betrog mich sehr — es schenkte darin Graf Heinrich von Fürstenberg dem Frauenkloster zu Berau, wo seine „liebe Muhme von Krenkingen“ damals Meisterin war, einen eigenen Mann zu Zainin-

gen, „also daß er und seine Erben hinanthaten des Gotteshauses ein sollen ein rechtes Eigen“. Glückliche Zeiten, rief ich im Geiste aus, glückliche Länder, wo man keine Menschen mehr verkaufen oder verschenken kann! Wenn wir keinen andern Schritt weiter gethan hätten — dieser eine, die Aufhebung der Leibeigenschaft, wäre schon verdienstlich genug. Die Sklaverei des Alterthums und das Leibeigenschaftswesen des Mittelalters werfen düstere Schatten auf die Blätter der Geschichte, und ein edles Gemüth füllt sich mit Empörung und Wehmuth bei dem Gedanken, daß Millionen über Millionen von Menschen — Menschen, welche das Evangelium „Ebenbilder Gottes“ nennt, ihr Leben lang nie etwas Anderes waren, als was unsere Hausthiere sind. Ist es nicht genug, daß die Glücksgüter unter uns Sterblichen so ungleich ausgetheilt werden, mußten auch noch die einen als Herren geboren seyn und die andern als Knechte? Wo der Mensch eine Sache, eine Waare ist, stehet er fast unter dem Thiere. Und gleichwohl gibt es noch Lobredner der Sklaverei nicht allein unter den großen Pflanzern der andern Welttheile, sondern auch unter den deutschen Gelehrten — und, was auf dasselbe hinaus geht, wie gern wünschte mancher Enkel eines mittelalterlichen Ritters die Leibeigenschaft des Mittelalters zurück!

Meine Seelenstimmung hatte sich durch diese Betrachtungen sehr verdüstert; ich stützte mein Haupt auf den linken Arm, während meine Rechte gleichgiltig auf der nächsten Urkunde lag — ich fühlte wenig Lust, dieselbe noch durchzulesen. Das menschliche Thun und Treiben erschien mir in einem Lichte, welches nicht geeignet war, mich zur Arbeit anzueisern. Ich erhob mich von meinem Stuhle und gieng traurig das Zimmer auf und ab. Es war eine jener trüben Stunden, wo man irre wird an dem Zwecke Gottes mit seiner Schöpfung, und es würde mir nicht gelingen, das schmerzliche Gefühl zu bezeichnen, welches durch mein Inneres zog. Gerne setzte ich mich wieder an die Arbeit, um diese drückende Stimmung von mir abzuwälzen. Aber ich Armer gerieth vom Regen in die Traufe; die folgenden Dokumente führten mich auf einen Gegenstand, dessen Betrachtung mir die Seele nicht nur mit Schmerz, sondern auch mit Scham und Zorn erfüllte.

Das erste war vom Jahre vierzehnhundert zwei und sechs zig, und überschrieben: „Vertrag und Ordnung zwischen Bischof Johann von Basel und Herrn Dittmann von Blumenek, wie das Gericht zu Schliengen zu besetzen sey, und was von fallenden Bußen dem bischöflichen Vogte und dem blumenekischen Schultheißen zukomme.“ Ja, die Vermehrung und Regelung der Bußen war damals schon die Hauptsache solcher Verträge! Die Gerichtsherren wollten Geld ziehen aus ihren Gerichten,

darum sorgten sie für dieselben durch Renovation der Ordnungen — an einer verbesserten Handhabung des Rechtes war ihnen selten etwas gelegen; es schlichen sich immer zahlreichere Mißbräuche ein und die Rechtspflege ward allmählig eine Sache des bloßen Gelderwerbes, wie sie es bei dem gewöhnlicheren Theile unserer Advokaten noch heut zu Tage zu seyn pflegt. Goldne Zeit, als man solche Rechtsverdreher noch nicht kannte, als der Bauer noch sein Recht so gut verstund wie seinen Feldbau, und an öffentlichen Gerichtstagen alle Streitigkeiten mündlich geschlichtet wurden! Das zu einem Monstrum angewachsene Aktenwesen hat die deutsche Nation erdrückt, hat ihr das Bewußtseyn ihres Rechtes, ihrer Kraft und Ehre genommen. Indem mir dieses Alles so recht deutlich und sprechend vor die Seele trat, fühlte ich als Deutscher eine Demüthigung, und daneben wieder einen Stolz und einen Jorn — doch, was ereifert sich mein Herz?

Ich breitete endlich Nummer acht vor mir aus, einen beinahe drei Schuhe breiten und über die Hälfte so hohen Pergament-Brief vom Jahr vierzehnhundert acht und neunzig, ein Instrument des bischöflich baselschen Offizials, welches den Vidimus einer unbedeutenden Vergleichsurkunde enthält. Ihr Hauptinhalt hätte können auf etliche zwanzig Zeilen gebracht werden, denn alles Uebrige sind nur Wiederholungen, durch welche man sich kaum hindurch zu arbeiten vermag. So mußte schon damals das arme Volk die nutzlosesten Formeln theuer bezahlen. Die deutschen Notare und Schreiber lernten diese Wortmacherei den römischen Kanzleien ab, wo man sogar noch eine besonders große Schrift, die sogenannte hebräische erfunden hatte, um ja recht viele Blätter zu füllen. Die guten Alten, dafür allein giengen ungeheure Summen nach Rom! Der weitläufige Kanzlei- und Urkunden-Styl nahm seit dem fünfzehnten Jahrhundert immer mehr überhand und ist ein treues Bild des damaligen öffentlichen Geistes. Nur in einem Stücke blieben die deutschen Schreiber noch lange ehrlich — sie behielten ihre gewöhnliche kleine Schrift, bis dieselbe vor hundert Jahren auch allmählig abkam und die Advokaten es ihre Skribenten lehrten, mit zwei und drei Wörtern eine Zeile zu füllen. So wurde denn das Recht, was es noch immer ist, die theuerste aller Sachen.

Während ich mein Offizials-Instrument mühsam durchlas, war es Abend geworden; ich legte die Urkunde seufzend zusammen und erhob mich mit ermüdeten Seele von meinem Sitz. Wofür all' die Mühe, dachte ich, um dieses veraltete Zeug? Das Leben ist so kurz, die Tage drängen zu frischer Thätigkeit, die Stunde des Augenblickes lechzet nach Genuß — und du hängst deine Stunden, deine Tage, dein Leben an einen Haufen halbvermoderter Pergamente? Lohnte es sich des Opfers, deine Jugend diesen Studien gewidmet zu haben? Siehst du irgend einen Einfluß, einen Er-

folg, einen Werth deiner Arbeit? Die Antwort, welche ich mir selbst auf diese Fragen gab — sie war nicht ermunternd, nicht tröstend. Mit beklommenem, schwerem, ermattetem Herzen verließ ich das Büreauzimmer und schloß die eiserne Thüre, deren dumpfer Klang mir im Ohre verblieb bis ich das Freie erreicht hatte und unter den blühenden Linden des Schloßplatzes eine wohlthätige Erfrischung fand.

Dieses ist die Geschichte eines Nachmittags aus dem Arbeitsleben eines Archivars. Der tägliche unmittelbare Umgang mit den Ueberresten der Vergangenheit gewöhnt seine Seele an eine gewisse Art von Betrachtung, und gibt ihr eine gewisse Färbung, welche gegen den Mann der Gegenwart sehr abstechen. Sein Maßstab, den er an den Werth der Dinge legt, ist ein anderer; seine Hoffnungen sind höchst gemäßigt, und seine Wünsche? Ach, wer in die Reihe der verflossenen Jahrhunderte blickt, dessen Wünsche gehen aus dem Schmerz hervor, und sind keine für mich oder dich, sondern für Alle! Fordre daher keine Heiterkeit von demjenigen, welcher den Staub von den alten Pergamenten wischt, um ihren Inhalt zu enträthseln. Schätze ihn glücklich, wenn er nur über die Grenze des Ernstes nicht gezogen wird, und nicht in jenen Trübsinn versinkt, der allen Reiz des Lebens in den Betrachtungen über dessen Nichtigkeit untergehen läßt.



TELEGRAPH. AM. KASTELLE-STRASSE.

Badische  
Landesbibliothek